

## Mariss

Der Zeitungsjunge am Bahnhof ahnte nichts Böses und stellte mir den Weg, indem er mir die *Berliner Morgenpost* mit meinem Konterfei auf der Titelseite entgegenstreckte. Als ich ihn von oben bis unten musterte, wurde er stutzig. Da riss er die Augen auf und erkannte mich. Er hob sein Zeitungsbündel empor, das er unter dem Arm trug, und lachte mir frech ins Gesicht.

»Ach, Sie sind's, Herr Palazoles«, sagte er verdutzt.

»So ist es«, bestätigte ich. »Und jetzt lass mich bitte mal vorbei, sonst verpass ich meinen Zug.«

»Gute Reise, Herr Palazoles«, rief er mir munter hinterher.

Später drehte ich mich nochmal nach ihm um und sah, wie er seinem Kumpel beim Bahnsteig Zeichen gab. Der war jedoch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu verstehen, was gemeint war. Somit ließ er mich achtlos passieren.

Als ich meinen Zug nach München erreichte, wo ich mindestens eine Nacht bleiben wollte, hatte ich reichlich Zeit, meinen reservierten Sitzplatz aufzusuchen. Neben mir war noch frei. Das sollte sich aber bald ändern.

Ich verstaute mein Gepäck, einen knallroten Rollkoffer und einen Rucksack mit dem Geschenk für meine Tochter, und legte die Zeitung mit dem Bericht über meinen Auftritt im Comedy-Club bereit. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was diese Kanaille von einem Kritiker von mir hielt, aber lesen wollte ich seinen Artikel trotzdem. Jürgen Schäfer, ein bierernster Möchtegerner-68er, der von sozialer Relevanz schwafelt und zum Lachen in den Keller geht, hat mich noch nie leiden können. An solche Typen, für die Kunst der Propaganda dient, hab ich mich im Laufe meiner Karriere gewöhnt.

Nun, der Abend war ein voller Erfolg, die Leute haben getobt, was will man mehr? Das Publikum betet mich an, und die

Journalisten verachten mich. Um es milde auszudrücken. So ist das nun mal. Manche schrecken nicht davor zurück, mich persönlich zu diffamieren, und Bernie Curtis vom *Boston Globe* empfahl mir gar, mich in psychiatrische Behandlung zu begeben. Wenn es um mein Privatleben geht, zeigt der Mensch seinen wahren Charakter. Das ist in Basel nicht anders als in Hamburg oder Berlin. Nur in New York waren sich alle einig – da wurde ich vom Publikum und der Presse gleichermaßen gefeiert.

*Was für eine Freakshow!*, schrieb Jürgen Schäfer von der *Berliner Morgenpost*. Ich zitiere: *Berlin erlebte ein Varieté der Sonderklasse, ein spektakuläres Programm, das sich gewaschen hatte. Mit dabei waren Nazi-Schergen, Kabuki-Schauspieler und halbnackte Tänzerinnen, die den Saal in Aufruhr versetzten. Und tout à coup betrat ein Roboter-Männchen die Bühne und sang sich die Seele aus dem Leib.*

In Wittenberg ließ sich eine Dame mit ihrem Hündchen neben mir nieder. Das Hündchen – ein Terrier – erinnerte mich an den klassischen Staubwedel aus Straußenfedern, der bei *Manufactum* für fünfzehn Euro zu haben ist. Frauchen breitete die Jacke auf dem Fußboden aus und forderte sein Schätzchen auf, sich hinzulegen. Das zierte sich noch und drehte sich im Kreis, bevor es endlich Platz machte. Die Jacke war schön warm und roch nach Frauchen. – Ob sie das wohl ebenso empfindet, wenn sie die Jacke später wieder anzieht, fragte ich mich. Ob die Jacke dann nach Hund riecht?

Bis auf die weißen Schuhe war sie ganz in Schwarz: schwarze Hose, schwarzer Pullover, schwarzer Mantel. Alles passte perfekt zu ihren schwarz gefärbten Haaren. Als Friedel, der Sohn der Feldkircher Dichterin Paula Ludwig, mich einst mit meinen weißen Tennisschuhen sah, schüttelte er verwundert den Kopf: Sowas hatte er zuvor nur auf Tennisplätzen erlebt, und für ihn war es kaum zu fassen, dass man in der Stadt oder im Theater weiße Schuhe trug. Das ist jetzt gut und gern ein Vierteljahrhundert her. Ich gebe diese Anekdote nur zum Besten, weil es sonst nicht viel zu berichten gibt.

Die Bahnhofsuhr zeigte die volle Stunde. Unwillkürlich überprüfte ich die Zeit anhand meiner Armbanduhr, die Edith mir einst zu Weihnachten geschenkt hatte und ohne die ich das Haus nie verließ. Draußen schien es ziemlich ungemütlich zu sein. Es nieselte, und auf der Autobahn, die parallel zur Bahnlinie verlief, staute sich der Verkehr.

Kurz darauf betrat ein Pärchen mittleren Alters das Abteil. Beide schienen recht glücklich zu sein, denn sie kicherte unentwegt über alles, was er von sich gab. Offenbar kannten sie sich noch nicht gut, und das war wohl ihr zweiter oder dritter Versuch, dem Leben einen Sinn zu geben. Während sie es sich mir gegenüber bequem machten und belegte Brote verzehrten (was wiederum den Terrier interessierte), dachte ich tüchtig über meine Termine nach. Die in Mainz und Stuttgart hatte ich schon abgesagt. Bettina geht vor, fand ich.

Mit ihrer Mutter hatte ich seit Jahren kaum Kontakt. Ich versuchte, mir ihr verblüfftes Gesicht vorzustellen. Das gelang mir recht gut. Ich sah Edith vor mir, wie sie sich ihre roten Latex-Handschuhe auszog und den Champagner aus dem Kühlschrank holte. Dabei spürte ich, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Als ich drüben ankam, hab ich sie noch ein- oder zweimal angerufen. Das war's. Bis sie mir vor vier Wochen schrieb, dass Bettina im Krankenhaus liegt. Zwanzig Jahre – das ist eine lange Zeit! Da hat sich vieles verändert. Mittlerweile haben wir den Euro, und die D-Mark gibt es nicht mehr. Nur der Schweizer Franken hat überlebt. Bis jetzt.

In dem Zug, der mich in die Heimat zurückbefördern sollte, war ein ständiges Kommen und Gehen. Dann passierte längere Zeit nichts mehr.

Ich geriet ins Grübeln und bedachte dies und das. Damit war ich eine Weile beschäftigt, bis ich mir Einhalt gebot, weil ich auf keinen grünen Zweig kam. Mir war seltsam zumute, und je länger ich über meine überstürzte Flucht nachsann, desto schlimmer wurde es. Damals wollte ich nichts wie weg und habe

alle Brücken hinter mir abgebrochen. – Und jetzt? Jetzt fuhr ich nach Hause. Nach Hause? Am liebsten hätte ich meine Rückkehr verschoben und die Termine im Unterhaus und im Studio-Theater doch noch wahrgenommen.

Hatte ich etwa Angst davor, nach Hause zu kommen? Durfte ich überhaupt von Zuhause sprechen, wo ich doch schon seit 1998 in den USA lebe? Sollte ich mich in all den Jahren verändert haben? – Wohl anzunehmen, ja, ich glaube schon. Erkenne ich mich doch selbst kaum wieder, wenn ich in den Spiegel schaue. Wie mag es da Freunden und Bekannten von früher ergehen? Der eine oder andere ist womöglich schon tot. Weiß man ja nie. – Ob Herbert noch lebt, der einer meiner besten Kumpel war? Damals, vor Zeiten! Und wenn er nicht mehr unter uns weilt, dann vermisst ihn vielleicht keiner. – Heimkommen hatte ich mir weiß Gott leichter vorgestellt.

Solche Überlegungen beschäftigten mich bis kurz vor Jena. Dort fiel mir meine Mutter ein, die für ihr Leben gern Bonbons isst, die sie Bonsches nennt. Wieso sie das tut, entzieht sich meiner Kenntnis. Oft sind es unscheinbare Zeichen, die unser Denken in diese oder jene Richtung lenken: Ein fröhliches Lachen, das die Erinnerung an ein Stück Käse wachruft, oder ein Reh am Waldrand, das an ein schreckliches Unwetter gemahnt. In diesem Fall hatte es wohl mit Buchenwald zu tun, welches ich in der Nähe wusste. Dort hatte meine Großmutter einige Jahre ausharren müssen, bevor sie nach Kassel kam. Prompt kam mir die *documenta* in den Sinn, die ich 1997 besuchen wollte, um dann doch lieber an der Fulda entlang und dann auf die Wilhelmshöhe zu wandern, um mir im Schloss ein paar flämische und holländische Meister anzusehen. Das fand ich allemal besser, als mich über das Thema *Migration in Zeiten der Globalisierung* zu ärgern, dem sich die Ausstellung in der Orangerie widmete. Als ob Soziologie zur Kernkompetenz von Künstlern gehört! – Wenige Monate später war ich selbst nach New York unterwegs, mit nicht mehr als einem Rucksack als Gepäck.

Und Bettina? Wie mochte sie jetzt aussehen, als junge Frau von über zwanzig? Wem von uns beiden sah sie wohl ähnlich, Edith oder mir? Würde sie mich überhaupt noch wiedererkennen? Und was mag ihr die Zukunft bringen? Dass sie eines Tages gesund wird, ist mehr als fraglich. – Eines ist jedoch gewiss: Es ist überall gut Brot essen: Wenn das alles hier geklärt ist, fahre ich in jedem Fall zurück. Daran soll mich keiner hindern, nicht einmal Edith.

Dann zwang ich mich, ein paar Minuten lang an etwas anderes zu denken. Doch die beiden ließen mir keine Wahl. Ich konnte denken, was ich wollte, ich kehrte immer wieder zu ihnen zurück, anstatt sie zu vergessen. Edith hat jetzt vielleicht sogar einen anderen, einen mit viel Geld und viel Geduld, mehr als ich jemals aufbringen könnte.

Langsam aber sicher bekam ich Hunger. Leider hatte ich versäumt, mich rechtzeitig mit Reiseproviand einzudecken. Hungrig und bis über beide Ohren in Gedanken, so saß ich an meinem Fensterplatz, als wir nach weiteren Stunden München erreichten. Dort war ich mit Günther verabredet, einem Künstlerkollegen, den ich vor einiger Zeit in den USA kennengelernt hatte. Ein Jammer, dass er so gar keinen Erfolg hat und ums nackte Überleben kämpfen muss. Was in München angeblich noch schwerer fällt als in New York.

Günther holte mich vom Bahnhof ab. Danach fuhren wir in die Au, wo er in einer WG mit Philosophen und anderen Tagelieben haust. Dort in seinem Atelier, zwischen halbfertigen Bildern und Plastiken, die aussehen wie Bügeleisen, nur größer, hatte er ein kleines Nacht Mahl bereitet. Nichts Aufregendes, doch ich weiß es zu schätzen, wenn sich jemand an meine Vorliebe für griechisches Essen erinnert.

»Ah, gefüllte Weinblätter mit Hackfleisch«, sagte ich hocherfreut.

»Die heißen Meze und sind mit Lammfleisch. Hab ich vom Viktualienmarkt. Dazu gehört eigentlich Retsina oder zumindest

ein Ouzo, aber in Bayern trinkt man Bier. In diesem Fall Vollbier aus der Klosterbrauerei Andechs. Spritzig und im Abgang rund und harmonisch. Ein besseres findest du nicht.«

Das hörte sich verlockend an, und da ich keinen Vergleich hatte, ließ ich es gelten.

Nach dem Essen fragte ich: »Und jetzt? Was machen wir mit dem angebrochenen Abend? *Beer makes me horny, you know.*« – Ich war aufgedreht und voller Tatendrang.

Er dachte eine Weile nach. Das dauert erfahrungsgemäß etwas länger. Dann hörte er plötzlich auf damit und fragte: »Hast du Lust auf ein Abenteuer?«

»Wann immer du willst.«

»Wie wär's mit einer Stippvisite im *Vice-Versa*? Danach könnten wir auf einen Sprung ins *Café Edelweiß* beim Sendlinger Tor.«

»Edelweiß?«

»Nein, *Edelweiß*. Das heißt wirklich so! – Da trifft man jede Menge interessanter Leute, darunter viele Schweizer. Wirst sehen, dort fühlst du dich gleich wohl, wie im Schoß deiner Familie.«

Und so waren wir uns einig, obschon ich mir Sorgen machte wegen des Knoblauchs im *Zaziki*. Doch zunächst sollte es zur Kurzweil ins *Vice-Versa* gehen, einen stadtbekanntem Fetisch-Club in der Schillerstraße.

»Und ... was soll ich deiner Meinung nach anziehen? Ich fürchte, ich hab nichts Passendes dabei«, gab ich zu bedenken. »Ich reise mit leichtem Gepäck, wie du siehst.«

»Kein Problem, ich leih dir was. Heute ist Latex-Abend, wenn ich nicht irre. Lass mich das eben noch checken.«

Auf der Homepage fand er die Bestätigung und entsprechend statteten wir uns aus. Als Erstes legte er mir ein Kropfband mit einer Metallöse um den Hals – als Zeichen dafür, wer da wen an der Leine hat. Dazu bekam ich ein Latex-T-Shirt und einen hinten offenen Slip, während er einen transparenten Catsuit anzog. Sah echt geil aus!

Das *Vice-Versa* liegt im Hinterhof eines Sex-Shops und macht einen schäbigen, geradezu abgefuckten Eindruck. Günther zerstreute meine Bedenken und führte mich über eine Feuerleiter in den dritten Stock. Nach der Entrichtung von fünfzig Euro pro Person durften wir mitmachen. An der Bar herrschte Hochbetrieb, alle Ledersofas – soweit für uns sichtbar – waren besetzt. Überall halbnackte Männer und Frauen!

In Deutschland heißt der *Darkroom* »beruhigter Bereich«, aber ruhig geht es dort eher selten zu. Im Allgemeinen hört man ganz genau, was im Verborgenen geschieht. Das macht jedoch nichts, weil alle aus ein und demselben Grund da sind. Beim *Cruisen* kommt es – wie überall – auf den Blickkontakt an. Dieses unmissverständliche Zeichensystem steht nicht nur bei flüchtigen Begegnungen am Anfang. Das ist bei uns nicht anders als bei Heteros. Mit dem einzigen Unterschied, dass hier im Dunkeln bleibt, was sonst bei Tageslicht geschieht. Eine Augenbinde gehört gleichfalls dazu. Sie sorgt für ein Mindestmaß an Anonymität. Obwohl ich die nicht brauchte, weil mich ja keiner kannte. Ich war fremd hier und würde es immer bleiben.

So brütete ich pausenlos vor mich hin, bis Günther meine Hand ergriff und mich wie sein Schoßhündchen vorführte. Dabei wurden wir mit Räuberblicken verfolgt. Es war offensichtlich, dass er es genoss, mich zur Schau zu stellen, war er doch kein Unbekannter in der Szene. Ich sollte sein Sklave sein für ein paar prickelnde Stunden. Also atmete ich tief durch und ließ ihn gewähren. An der Bar setzte ich mich ihm zu Füßen, weil ich glaubte, dass ihm das gefallen würde. Ich verharrte in dieser Position und winselte liebevoll, bis sich uns jemand von hinten näherte, der mir den Fuß zwischen die Beine rammte. Ich riss mich zusammen und reagierte nicht, obschon es mir wehtat und gründlich missfiel. Günther erkannte die Gefahr und erhob sich sogleich zu seiner vollen Körpergröße, bis der andere sich schleunigst entfernte. Das war alles nicht ganz ungefährlich, um

nicht zu sagen brenzlich. Die Typen in dem Laden machten keinen besonders vertrauenserweckenden Eindruck auf mich.

Tags darauf ging die Reise nach Lindau am Bodensee weiter, wo ich als Jugendlicher erstmals mit der Bondage-Szene in Berührung kam. Lang, lang ist's her! Von Lindau ist es bloß ein Katzensprung bis Feldkirch. Dort erwartete mich ein Bus, der mich nach B. brachte. Meine Eltern hatten keine Ahnung, dass ihr verlorener Sohn im Anmarsch war. Aber wohnen wollte ich unter gar keinen Umständen bei ihnen. Mein Kinderzimmer gab es längst nicht mehr. Dort hatte mein Vater, mittlerweile pensioniert, seine Modelleisenbahn aufgebaut. Das Hobby soll gut gegen Alzheimer sein, hab ich mir sagen lassen. Insofern ist nichts dagegen einzuwenden, und ich nehme es ihm zuliebe gern in Kauf, dass alle Spuren meiner früheren Existenz im Kreis der Familie ausradiert sind. Da war es angezeigt, sich eine Bleibe zu suchen. Wenn nicht in der *Alten Post*, dann irgendwo im Heidi-land.

## Ludwig

Der Himmel war tadellos blau – wie an einem föhnigen Frühlingstag im März. Unten im Tal funkelte der junge Rhein in seinem Bett. Barfuß und im Schlafanzug trat ich auf den eiskalten Balkon und sann – wie schon so oft bei diesem Anblick – darüber nach, ob die von Naturschützern stürmisch verlangte Renaturierung sinnvoll wäre. Den Befürwortern muss ich insofern recht geben, als das, was sich da unten zwischen zwei Dämmen dahinschleppt und von hier oben aussieht wie Blei, ein kraftloser Kanal ist, der mit Natur nicht viel gemein hat. Fauna und Flora haben sich im Lauf der Jahre und Jahrzehnte seit der Regulierung derart gewandelt, dass viele Tiere und Pflanzen, die früher in den angrenzenden Feuchtgebieten lebten, selten geworden sind. Man denke bloß an die vielen prächtigen Libellen, die es früher noch bei uns gab.

Als die Sonne freudestrahlend über den Falknis kletterte, verschwand der Mond soeben hinter dem Gonzen, um noch woanders zu scheinen. Das ländliche Rheintal, von Sargans bis zum Bodensee, erstrahlte im Morgenlicht.

Es hatte die ganze Nacht geschneit. Alle, Groß und Klein, freuten sich des Lebens, außer denen vielleicht, die morgens mit dem Wagen zur Arbeit mussten. Nicht genug, dass Haupt- und Nebenstraßen spiegelglatt waren, Frühaufsteher sahen sich gezwungen, ihr Fahrzeug von Schnee und Eis zu befreien, bevor sie in den Tag starten konnten.

Langsam stiegen die Temperaturen. Kaum war die Null-Grad-Grenze erreicht, wagte ich mich aus dem Haus, nicht ohne zuvor meine dicken Wollsocken hervorgekramt zu haben (ein Weihnachtsgeschenk meiner verstorbenen Mutter). Solche handgestrickten Socken trägt heute – Klimawandel hin oder her – kein Mensch mehr. Außer bei besonderen Anlässen. Und

## Bettina

Ich kenn den Mann nicht. Wer soll das sein? Was will der fremde Mann an meinem Bett? Weiß nicht, wer das ist und so weiter. Hab ihn noch nie gesehen. Mami sagt, das ist mein Vater. Ich hab keinen Vater. Ich hab nur Mami. Ich will keinen Vater haben. So einen nicht. Mami ist genug. Das reicht.

Der fremde Mann an meinem Bett hat mich angefasst. Hat meine Hand genommen. Und ich hab sie weggezogen. Da hat er sie nochmal genommen. Und ich hab sie nochmal weggezogen. Immer wieder. Er hat meine Hand genommen. Und ich hab sie weggezogen.

Ich mag das nicht. Ich mag Schokoladeneis. Und meine Mami. Meine Mami mehr als Schokoladeneis.

Mami hat mit ihm gestritten. Das will ich nicht. Will nicht, dass Mami böse ist. Lass ihn weggehen, den Mann. Er soll weggehen, abhauen. Soll endlich abhauen.

Mami hat ihm Vorwürfe gemacht. Dass er kein Geld schickt. Mami hat gesagt, was das Leben kostet. Ob er das weiß. Der Arzt, das Spital und ich. Was das alles kostet. Das Leben kostet.

Und immer geht es ums Geld. Ich brauch kein Geld. Was soll ich damit? Hab noch nie Geld gebraucht. Gesehen schon. Aber noch nie welches gehabt. Geld regiert die Welt.

Ich darf nicht in der Nase bohren! Darf nicht in den Ohren bohren! Das darf ich nicht.

Was will der fremde Mann? Von mir? Ich kenn ihn nicht. Woher soll ich wissen, wer das ist? Hab ihn noch nie gesehen. Das soll mein Vater sein? Glaub ich nicht. Nein, ich brauch keinen Vater. Ich will auch keinen Vater. Und schon gar keinen fremden Mann.

Mami soll ihm sagen, dass er weggeht.



Soll mich nie wieder anlangen. Wenn er es nochmal versucht, zieh ich die Hand weg. Oder schlag um mich und so weiter. Er soll es versuchen. Ich werde ihn schlagen. Und treten. Ich will das nicht. Will nicht, dass er mit Mami streitet. Warum geht er nicht weg und lässt uns allein? Am schönsten ist es, wenn ich mit Mami allein bin. Oder mit Großmutter. Dann darf ich Eis essen. Familien-Eis mit Schlagrahm. Aber zuerst muss ich aufräumen.

Großmutter will, dass ich mein Zimmer aufräume. Dann sagt sie: Ohne Fleiß kein Eis. Und lacht. Immer wieder. Ohne Fleiß kein Eis.

Ich will nicht, dass er mit Mami böse ist. Warum sagt sie ihm nicht, dass wir kein Geld von ihm wollen? Geld, Geld, Geld. Immer nur Geld.

Hoffentlich komm ich bald nach Hause. Dann müssen wir nichts bezahlen. Dann brauchen wir kein Geld mehr fürs Spital.

Ich will, dass es so ist wie immer. Und bleibt.

Vielleicht kennt Mami ihn schon lang? Vielleicht von früher ... Ich weiß nicht. Hab den Mann noch nie gesehen. Hab nie einen Vater gehabt. Und brauch auch keinen. Weil Mami da ist. Und Großmutter. Das reicht.

Mir reicht's. Ich hab genug von allem.

Der fremde Mann hat mich gestreichelt. Am Arm hat er mich gestreichelt. Und ich hab mich unter der Decke versteckt. Dann hat er auf mich eingeredet. Bis Mami die Decke weggezogen hat. Da hat er meine Hand genommen.

Geh weg da, hab ich gesagt. Was willst du an meinem Bett? Zu ihm hab ich das gesagt. Immer wieder. Du da, geh weg da. Ich bin krank. Ich hab eine Information.

Da hat Mami mit mir gezankt. Ich will nicht, dass sie mit mir zankt. Sie soll aufhören damit.

Der fremde Mann soll gehen. Er soll weggehen mit seinem Geld. Wir brauchen es nicht. Ich komm bald aus dem Spital, dann brauchen wir kein Geld.

Was willst du eigentlich? Ich hab dich noch nie gesehen.

Meinen Vater stell ich mir nicht so vor. Sondern anders vor. Nicht so alt. Und nicht mit so komischen Haaren. Wie ein Hund! Wie ein Papagei. Wie ein ... Ich weiß nicht wie. Den Papagei erkennt man am Schnabel. Mit seinem Schnabel kann er beißen. Wenn er mich nochmal anlangt, beiß ich. Wie ein Papagei. Oder Hund. Wie Snoopy. Ja, ich beiße ihm die Hand ab. Soll es versuchen. Snoopy beißt ihm die Hand ab. Ich beiß dem Hund die Hand ab.

Was ist das für einer? Ich will gar nicht wissen, wer das ist. Kann mir gestohlen bleiben. Hab keinen Vater. Wozu auch! Ich weiß nicht. Der fremde Mann soll mich loslassen. Er soll meine Hand loslassen. Loslassen, sofort loslassen. Ich will das nicht.

Mami hat mit ihm geschimpft. Und sie haben gestritten. Laut und miteinander. Sie sollen aufhören zu streiten. Schluss damit. Schluss, sofort Schluss damit. Das Beste kommt am Schluss. Schluss mit Genuss.

Geh endlich. Er soll uns in Ruh' lassen. Wir wollen sein Geld nicht. Mami hat selber Geld. Wir brauchen kein Geld nicht! Wozu auch! Geld regiert die Welt.

Dieser Fremde mit den komischen Haaren an meinem Bett. Das ist nicht mein Vater. Mit diesen langen weißen Haaren. Sowas hab ich noch nie gesehen. Ihm stehen die Haare zu Berge. Das sag ich zu ihm, immer wieder. Du bist nicht mein Vater. Geh weg da. Ich bin krank. Ich hab eine Information.

Er soll mich loslassen. Sofort loslassen. Ich zieh meine Hand weg. Weg, weg, weg. Loslassen, sonst beiß ich. Wie ein Papagei.

Geld, Geld, Geld. Immer nur Geld.

Der fremde Mann an meinem Bett hat mich gestreichelt. Und ich hab mich unter der Decke versteckt. Dann haben sie geredet. Mami und er. Dann hat er die Bettdecke weggezogen. Dann hat er meine Hand genommen. Dann hat er mich angefasst. Der fremde Mann an meinem Bett.

Geh weg, hab ich gesagt. Lass meine Hand los! Hab ich zu dem fremden Mann gesagt. Und Mami hat geschimpft. Ich darf nicht in der Nase bohren! Das ist nicht schön! Lass das, hat sie gesagt.

Warum schimpft sie mit mir? Warum schimpft sie nicht mit ihm? Ich will nicht, dass sie mit mir schimpft. Sie soll aufhören. Schimpfen, das kann jeder!

Soll abhauen. Mit seinem Geld. Wir wollen es nicht. Wenn ich aus dem Spital komme, brauch ich kein Geld. Ich kann ihn nicht ausstehen. Er stinkt. Er stinkt nach ... Ich weiß nicht, wonach. Parfüm! Im Spital braucht man kein Parfüm. Im Spital braucht man Ärzte. Und Schwestern. Schwester Trudy. Zum Beispiel. Die ist lieb. Schwester Marlies. Die ist auch lieb. Schwester Erika. Die ist nicht ganz so lieb.

Der fremde Mann ist überhaupt nicht lieb. Nein! Nicht wie ein richtiger Vater. Meinen richtigen Vater stell ich mir ganz anders vor. Viel jünger. Und größer. Und netter. Viel netter.

Vater werden ist nicht schwer.

Wenn er mich noch einmal anlangt. Dann beiß ich. Ja, ich beiße ihm die Hand ab. Komm her. Und ich beiße dir die Hand ab. Komm nur her! Du getraust dich nicht. Ach, er getraut sich nicht. Er soll es versuchen. Er traut sich nicht mehr. Weil ich ihm sonst die Hand abbeiße. Sein Parfüm stinkt.

Herzlich willkommen im Spital.

Vater werden und noch mehr.

Ach, wenn ich nur wüsste. Wer das ist. Ich weiß es nicht. Ich hab viele Männer gesehen. Diesen noch nie. Wer soll das sein? Mein Vater? Das kann nicht sein. Hab keinen Vater. Und wenn er mich noch einmal anfasst ... Der fremde Mann soll aufhören, mit uns zu streiten. Will sein Geld nicht. Mami auch nicht. Sie will kein Geld. Ich bleib nicht mehr hier. Bald bin ich wieder zuhause. Das kostet nichts. Dann bin ich in meinem Babyzimmer. In meinem Kinderzimmer. Bei meinen Puppen.

Mein Teddy. Mein Wollbäckchen, mein Teddybär. Drei kleine Bären. Was drei kleine Bären im Wald erleben.

Wenn Mami arbeiten muss. Dann geh ich zu Großmutter. Arbeit ist das halbe Leben. Bei Großmutter darf ich alles. Auch Eis essen. Schokoladeneis mit Familiensauce.

Großmutter ist lieb. Sie schlägt mich nie. Sie hat mich noch nie geschlagen. Ich hab eine liebe Großmutter. Meine Großmutter heißt Nana. Meine Nana hat einen Garten mit einer Schaukel. Aber nur im Sommer. Im Winter spiel ich im Schnee.

Hört auf zu streiten. Ich will zu meiner Nana. Er soll endlich aufhören zu streiten. Schluss damit. Brauch kein Geld nicht! Ich will zu Großmutter.

Geld, Geld, Geld. Immer nur Geld. Geld regiert die Welt. Geld, das vom Himmel fällt. Geld stinkt nicht. Parfüm stinkt.

Warum schimpft sie mit mir? Wenn ich meine Hand wegziehe? Warum schimpft sie nicht mit ihm? Wenn er mich anlangt?

Hoffentlich darf ich bald nach Hause. Sonst schrei ich. Und so weiter. Schreie so laut. Bis der Doktor kommt.